

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1850) Unterhaltungsblatt

34 (2.5.1850)

Unterhaltungsblatt.

(Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 2. Mai 1850.)

Verantwortlicher Redakteur: W. H. Brandecker.

N^{ro.} 34.

Der Freiersmann.

Eine Hunsrücker Dorfgeschichte, von W. D. v. Horn.

1.
Wer nicht selber freien kann,
Hole sich den Freiersmann.

Volkslied.

Je entfernter eine Gegend von den großen Straßen des Weltverkehrs liegt, desto länger erhalten sich Sitten und Gebräuche, ererbt von den Vätern, bei denen sie sich je nach Eigenthümlichkeit des Charakters, der Lebensweise und des Herkommens fest und bestimmt ausgeprägt.

Zu solchen Gegenden ist der Hunsrück zu rechnen, jenseits zwischen Rhein, Mosel und Nahe gelegene Hochland, das an Fruchtbarkeit, Naturschönheit und historischen Denkmalen reich, sehr unverdient in dem Rufe steht, eine raube, unwirthbare Gegend zu seyn.

Wenn auch hier die moderne Cultur hin und wieder zu lecken beginnt, wenn auch hier die Zeit leider nicht allzu ferne seyn dürfte, wo die alte Sitte moderner Verflachung weichen wird, so ist doch zur Zeit noch das Alte in Ehren, so liegt im biedern, treufrommen Charakter des Volkes noch ein mächtiger Damm, und da es kaum zu erwarten steht, daß eine Eisenbahn diese Höhen und Thäler, Fluren, Wälder und Wiesen durchschneide, so wird auch der entsetzliche und nivellirende Touristenweltstrom kaum seine Wogen ausbreiten. In diesem frischen und schönen Landstriche, fast in der Mitte der angelegenen Flußgrenzen, liegt eins jener stattlichen Dörfer, denen man den Wohlstand von ferne ansieht, wenn auch die wohlbestellten Fluren, die saftigen Wiesengründe, der jene und diese fast von allen Seiten dunkel begrenzende Hochwald, einen solchen Schluß nicht von vornherein rechtfertigten.

Inmitten des Dorfes steht auf einer hügelartigen Erhöhung die Kirche, deren Bauart zwar nichts bedeutendes hat, deren schmucke Erscheinung aber auf den Werth schließen läßt, welchen das Kirchspiel auf die Stätte seiner Anbetung legt.

Vor der Kirche, wenn auch etwas tiefer, breitet sich ein freier Platz aus, in dessen Mitte die uralte, an Höhe mit dem Kirchturm wetteifernde Linde steht, unter deren schützenden Ästen seit mehr denn einem Jahrhundert die Gemeinde tagt, wenn der Schöffe sie zu gemeinsamen Berathungen ruft.

Nicht regelmäßig reihen sich die Häuser in langen, graden Gassen an die Kirche, sondern Gärten liegen dazwischen; Wiesengärten mit Obstbäumen schließen sich hinten an die Häuser. Dadurch tritt eins zurück, das andre rückt vor; aber es ist frisches Grün zwischen den Gehöften und das Wohnen darin ist anmuthig und gesund. Nachbarn sind sich nahe genug zur Hälfte und ferne genug zum Streite.

In diesem Dorfe, dessen Namen aus Gründen nicht genannt wird, die darin liegen, daß von Lebenden nicht gut reden ist, wohnte ein Bauer, der Michel mit seinem Taufnamen geheißen, und seine Frau Eva. Aus beiden Vornamen der Eltern bildet sich meist die Bezeichnung der Familie im alltäglichen Verkehr. So hieß die Familie Evemichels im ganzen Dorfe. Daß der Name der Frau voransteht, ist ein allgemeiner Brauch.

Evemichels waren reich. Wo ein Acker sich zu einem oder mehreren Morgen dehnte, da war er Evemichels; wo eine fette Grummetwiese lag, da gehörte sie ihnen. Und daß der alte Evemichel auch Capitalien auf Handschriften ausleihen hatte,

war kein Geheimniß. Die glänzendsten und größten Kühe, die stattlichsten Pferde und in der Regel die schönsten Fohlen, die bei der Probefestigung mit R gebrannt wurden, hatte er.

Evemichels hatten nur zwei Kinder, einen Sohn, Evemichels Jacob, der in Berlin bei der Königsgarde diente, was schon von selbst soviel heißt, als er war einer der schönsten Bursche, denn zur Garde nahm die Departementscommission nur die größten und schönsten unter der waffenfähigen Mannschaft, und eine Tochter, Margreth, die unstreitig das schbuste Mädchen auf zwanzig Stunden war. Sie konnte sich in der Ernte den ganzen Tag der Sonne aussetzen und blieb weiß wie Schnee. Man meinte, die bräunende Sonnengluth habe ordentlich Scheu, solche Haut zu bescheinen. Ihre großen Augen, so mild in ihrem Ausdruck, waren blau wie der Himmel. Ein Borsdorfer Apfel hat so rothe Wäckerchen nicht wie Margreth, und der schöne Flachs, den ihr Vater zog, konnte sich mit der reichen Fülle ihrer blonden Haare nicht vergleichen lassen, denn sie hingen wie ein glänzender Mantel um sie und reichten bis zur Hüfte. Dabei war sie gewachsen wie eine Tanne. Kurz, wer etwas an ihr tadeln wollte, müßte ihr Feind oder ein Narr gewesen seyn, der nicht gewußt hätte, was schön sei.

Ueber Margreths Schönheit ging ihr Ruf. Fleißig wie ihre Mutter, sitzig und sitzsam wie diese gewesen, sanft und stille und gegen die Armen so gibelgäbig wie nur jemand im Dorfe — so war sie von allen anerkannt. Nichts wunderte aber die Leute so sehr, als daß sie keinen Bursch hatte. Es war auch zu verwundern. Wo ist denn heutzutage ein Mädchen, das jung, schön und reich ist, das nicht auch seinen Schatz hat? Manche Bursche, die für mit dem Maule waren und gerne uzten, nannten sie eine Nonne, weil sie Abends nicht in Maien * kam und an der Kerwe ** nur bis zehn Uhr beim Tanze blieb. Das Mädchen kümmerte sich darum nicht.

Manche meinten: sie habe eine Kartoffel, wo andere das Herz hätten, und wolle ledig bleiben, aber da irrten sie. Margreth hatte das poppernde Mädchenherz so gut in der Brust wie jede andere und sah mit ihren blauen Augen auch, daß Martins Fritz schöner war als Barthels Franz und Caspers Andres, und die alle drei gingen ihr zu gefallen.

Ihre Mutter sagte: Margreth, sang mir mit keinem ein Gehänge an. Es darf dir einer besser gefallen als der andere, ich kann aber das Gehänge nicht leiden!

Dem gehorchte sie; allein sie schloß hinten hinaus und alle Abends schlich der hübsche Martins Fritz in den Grasgarten oder die Püz, wie er auch heißt, und fing mit ihr zu plaudern an, wenn sie im Fenster lag, das war ja kein Gehänge! Das wußte auch kein Mensch im Dorfe und die zwei verriethen auch einander nicht. Nun, sie waren Nachbarskinder; waren mit einander in die Schule gegangen und mit einander confirmirt worden und jetzt gefielen sie sich noch viel besser wie damals. Martins Fritz war auch ein kreuzbraver Bursch, ein reicher Bursch, ein einziger Sohn — aber gegen seinen Vater, als er noch lebte, trug der Evemichel einen Groll, denn er hatte über die Dachtraufe seiner Scheuer, die in Martins Garten fiel, mit ihm proceßt und er den Proceß verloren, das vergaß er nicht. Martins Fritz hauste mit seiner Mutter und die starb ihm an

* Abendgesellschaft, besonders an Sonntagabenden.

** Kirchweibe.

der hitzigen Brustkrankheit. Da mußte er heirathen. Er hatte auch unter der Königsgarde gedient und war nun in der Landwehr, konnte also heirathen.

Eines Abends sagte er: Margrethchen, jetzt muß ich heirathen. Nimmst du mich?

Margreth wurde roth bis in die Ohrläppchen und schwieg.

Magst du mich nicht? fragte er besorgt. Sag!

Geh' zu meinem Vater! flüsterte sie rasch und machte das Fenster zu.

Das war ihm genug gesagt und er ging fröhlich heim; aber daheim fiel ihm das Herz in die Schuhe, denn er dachte an Eremichels Haß gegen seinen verstorbenen Vater, der auch auf ihn überging, denn er hatte müssen einen Kandel an's Scheuerdach machen und das hatte ihn viel Geld gekostet. Was war da zu thun?

Jede Ehe wird auf dem Hunsrück noch durch einen Freiersmann geschlossen. Zu solchem Geschäfte eignet sich nicht jeder, weil es manchem sonst braven Manne an der nöthigen Würde und Beredsamkeit fehlt. Meist gewinnt einer als Freiersmann Ruf und Ansehen und weiß er sich darin zu behaupten, so wird sicherlich selten eine Ehe geschlossen, ohne daß er Freiersmann gewesen ist. Dies Geschäft ist vorthellhaft. Es bringt ein stattliches Trinkgeld ein, berechtigt zum Hochzeitschmaus und sichert lebenslänglichen Einfluß in der neu gegründeten Familie.

Wenn man von der Kirche rechts in die Borngasse einbog, so stand neben dem Backhaus am Brunnen ein schönes Haus. Darin wohnte der rothe Balthes. Das Bonmot: roth kam von den Haaren, die jene Farbe trugen, welche man flammend nennen konnte, und die gekräuselt waren, wie die eines Regers. Obgleich man das Sprüchwort hat: „Rothe Haare und Erlensholz wachsen auf übelm Boden“, so ist's doch nicht allemal wahr. Der Balthes war trotz seiner rothen Haare ein ordentlicher Mann. Er verstand aber das Freien aus dem ff und hatte ein Plauderment wie ein Winkeladvocat oder sogenannter Ferkelstecher. Was der nicht rund brachte, blieb eckig in alle Ewigkeit. Schon gar manche recht glückliche Ehe hatte er fertig gebracht. Daher kam's, daß er aller Welt Freiersmann war und in dem Geschäftsfache eines Rufes genoß, den er mit Keinem theilte.

Am Sonntags Mittags saß der rothe Balthes am Tisch. Vor ihm lag die große Baseler Bibel, darin er den Text las. Seine Frau hatte das Gesangbuch. Kinder hatte der rothe Balthes nicht.

Da ging die Thür auf und Barthels Franz, der Wagner, trat herein und sagte: Guten Tag, Cumpcer! Balthes, der im Sonntagsnachmittagswamms und im grauen Sammkäppchen, das mit Marderpelz verbrämt war, dasaß, grüßte: Großen Dank! und rückte das Käppchen.

Was bringst du, Franz? fragte er. Du kannst bei meiner Frau reden; du weißt, sie hört nicht gut!

Dem war so und Franz sagte: Cumpcer, ich bringe nicht viel, aber mein Vater will, ich soll heirathen.

Da hat er recht! sagte Balthes.

Da soll ich Euch fragen, ob Ihr mein Freiersmann werden wolltet gegen Erkenntlichkeit.

Dabei legte er zwei Thaler in Balthes Hand.

Das läßt sich hören, sprach der Taube, als er eine Ohrfeige bekam, — entgegnete der rothe Balthes und steckte schmunzelnd die zwei Thaler in die Tasche.

Wer ist denn deine Auserwählte?

Eremichels Margreth! versetzte Franz.

Ei sieh mal da! rief Balthes. Du bist kein Narr und auch kein Esel. Wenn ich meine Frau nicht hätte, gefiel die mir auch, denn sie ist die Krone der Mädchen weit und breit. Will sehen, Franz, was ich mache, und glückt's, so soll mich's freuen.

Damit wollte Franz sich schieben, aber Balthes sagte:

Komm auf den Sonntag wieder, so sollst du hören, wie es steht.

Nun ging er mit freundlichem Adjes und empfahl noch die Sache mit den Worten: Spart' keine Worte, Cumpcer, es soll auch weiter Euer Schaden nicht seyn.

(Fortsetzung folgt.)

Deutschlands Herrlichkeit.

(Fortsetzung.)

Auch im Handel hat der Deutsche Großes geleistet. Viele deutsche Regierungen freilich haben das Mögliche gethan, ihn niederzuhalten. In Wien zimmerte man nach den Kriegen gegen Frankreich ein neues Deutschland. In dem neuen Deutschland waren die einzelnen Länder und Ländchen durch Zollschranken und Steuerespione abgepfercht, gleich als wäre es das eifrigste Bestreben der Herren vom Regiment, die Männer des Handels so viel als möglich zu schinden und zu plagen, als wäre es die höchste Aufgabe der Landesväter, den Handel in tausend schmächtige Fesseln zu schlagen, den Handel, der nur in der Freiheit gedeihen, nur in der Freiheit das ganze Füllhorn seines Segens über glückliche Völker ausschütten kann. Wie lange hat es gedauert, ehe ein Theil der Zollschranken fiel! Und sind nicht noch heute mehr als 4000 D. Meilen Landes von dem Zollverein getrennt? Wird man nicht heute, wenn man im Herzen Deutschlands die Grenze überschreitet, die deutsche Länder trennt, durchvisitirt und durchsucht, als wäre vorausgesetzt jeder Deutsche ein Betrüger oder Räuber? Und nun gar die Flüsse! Nicht wahr, die Flüsse hat der liebe Gott augenscheinlich geschaffen, daß sie ein schönes silbernes Band um ferne Länder schlingen und dem völkerverbindenden Handel bequeme und dauernde Straßen darbieten? Die Herren vom deutschen Regiment haben es anders verstanden. Deutschland ist reich an schönen schiffbaren Flüssen und Strömen. Da haben nun Herren auf und neben Thronen wahrscheinlich gemeint, der liebe Gott habe all' die schönen Flüsse und Ströme nur hervorströmen lassen aus ihren Quellen, um ihnen eine bequeme Gelegenheit zu geben, Geld von den Unterthanen zu erheben. Und da haben sie die Flüsse mit Zöllen so überbürdet, daß den armen Schiffern angst und bange wird um ihren kärglichen Verdienst. Wo nur irgend ein kleiner Fürst ein Stück vom Ufer eines Flusses besitzt, da hat er gemeint, die schöne Gelegenheit nicht unbenutzt lassen zu dürfen. — Haben die Herren vom Regiment etwa durch den Bau schöner Kunststraßen und Kanäle dem Handel zu Gute gethan, was sie ihm durch Grenzsperrn und Flußzölle geschadet? Wir erkennen mit Freuden an, was für den Bau herrlicher Kunststraßen gethan ist. Wir wollen auch ausdrücklich mit großer Freude von dem Ruhme sprechen, der der preussischen Regierung für die Gründung des Zollvereines gebührt. Allein bleibt es nicht doch wahr, daß bei den ungeheuren Summen, welche der Handel den Staaten jährlich eingebracht hat, viel Größeres, viel Bedeutenderes hätte geschehen müssen? Bleibt es nicht doch wahr, daß die Regierungsherren in mehr als einer Hinsicht gehandelt haben, als sei es ihre Absicht gewesen, dem deutschen Handel den Todesstoß zu verzeihen? Die deutschen Fürsten waren gewaltige Kriegsherrn und hatten herrliche Kriegsheere. Aber natürlich — mit all' den herrlichen Kriegsheeren wußten sie den deutschen Handel weder gegen die Brutalität des Russen noch gegen die Hinderlist des Holländers zu beschützen. Die deutschen Gewaltsherrn waren Männer von untrüglicher Weisheit. Aber trotz all' ihrer Untrüglichkeit haben sie Verträge mit auswärtigen Mächten abgeschlossen, die an dem Menschenverstande wenigstens der Herren Minister zweifeln lassen. Mit ungeheuren Hindernissen hat der deutsche Handel ohne Unterlaß kämpfen müssen. Aber die deutsche Unermüdlichkeit hat sie überwunden, soweit es möglich war. Du siehst, wie eine Eisenbahn nach der andern alle Schwierigkeiten des Baues überwindet, und einen Verkehr zu

Wege bringt, so großartig und mächtig, wie keine frühere Zeit ihn gekannt hat. Auch am Welthandel hat Deutschland rühmlichen Antheil genommen. Zwar war Deutschlands Handelsflotte schutzlos der Willkühr des Auslandes preisgegeben. Zwar mußte der Deutsche schamroth das Auge niederschlagen, wenn der Engländer in stolzem Selbstbewußtseyn auf seine Kriegsflotte hinwies, und selbst vor Holland, Belgien, Dänemark, vor den kleinen Duodez-Königreichen mußte der deutsche Riese bescheidenlich das Haupt neigen. Ganz Deutschland zitterte und sagte, ganz Deutschland sah die Fäden seines Handels durchschnitten, als es dem Dänenkönige gefiel, durch 5—6 Kriegsschiffe die deutschen Ströme blockiren zu lassen. Nichtsdestoweniger hat der deutsche Welthandel einen großartigen Aufschwung genommen. Von Jahr zu Jahr ist die Zahl der Schiffe gestiegen, welche Deutschland aus seinen Häfen entsendet. Von Jahr zu Jahr ist die Masse der Erzeugnisse größer geworden, welche der deutsche Fleiß dem Welthandel übergeben und gegen die Erzeugnisse ferner Zonen eintauschen konnte. Interessirt es Dich, lieber Leser, einzelne bestimmte Angaben zu hören? in Zahlen es ausgesprochen sehen, wie der Deutsche seinen Handel zu heben gewußt hat? So höre! Wir denken zunächst an die Länder des preussischen Zollvereins. Im Jahre 1835 besuchten die vereinsländischen Häfen, von denen Danzig, Stettin und Memel die wichtigsten, überhaupt 6,500 Schiffe, im Jahre 1840 dagegen über 12,000. Während die preussischen Rheder (Schiffseigenthümer) im Jahre 1838 im Ganzen 605 Schiffe besaßen, besaßen sie 1841 schon 749 Schiffe, welche die verschiedensten Länder der Erde besuchten. Während sämtliche Schiffe des Jahres 1838 eine Tragfähigkeit von 74,000 Lasten hatten, trugen die des Jahres 1841 an 99,000 Lasten. Während die Handelsabgaben z. B. in Stettin im Jahre 1834 921,000 Thlr. betragen, hatte sich hier allein der Handel in dem Zeitraum von vier Jahren so bedeutend vermehrt, daß die Abgaben sich 1838 auf 1,203,000 Thlr. beliefen. Und welche Massen von Waaren sind ein- und ausgeführt! An baumwollenen Waaren betrug die Einfuhr im Jahre 1840 über 18,000 Etr., die Ausfuhr gegen 98,000 Etr., an Wollenwaaren die Einfuhr 26,500, die Ausfuhr circa 63,000 Etr., an Seidenwaaren jene 4,474, diese gegen 9000 Etr., an Leinwand jene circa 38,000 Etr., diese 152,000 Etr. u. c. Die höchste Bedeutung für Deutschlands Welthandel haben ohne Frage Bremen und Hamburg. Von und nach allen Ländern der Erde, besonders von und nach England, Nordamerika, Brasilien, Ost- und Westindien, laufen in ihren Häfen alljährlich mehr als 15,000 große Seeschiffe ein und aus, und der Werth der Waaren, die diese beiden Städte des großartigsten Welthandels zum Umsatz bringen, wird auf mehr als 150 Mill. Thaler jährlich angegeben. Mit jedem Jahre wächst die Zahl der großen und prachtvollen Seeschiffe, welche z. B. Bremen aus seinem herrlichen, mit einem Mastenwalde ununterbrochen bedeckten Bremerhaven in die weite Gotteswelt schickt. Schafft ein einiges Deutschland, schafft eine Kriegsflotte, die des deutschen Namens würdig ist, und Bremen und Hamburg gesellen sich zu den mächtigsten Handelsstädten der Welt!

(Fortsetzung folgt.)

Einige Bedenken über die steigende Kostspieligkeit des modernen Staats- und Privathaushalts.

(Schluß.)

Da der Geschmack, die Sitten und Richtungen der Zeit sich auch im Staatsleben reflectiren, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn sich uns die Wahrnehmung aufdrängt, daß der Luxus auch in's Staatsleben eingedrungen ist und in die meisten Staaten Deutschlands die Finanzwaage (Bilance) der Einnahmen und Ausgaben aus dem Gleichgewicht gebracht hat. Ich nehme den Luxus nicht in dem gewöhnlichen Sinne als etwas Prächtiges, Glänzendes, sondern in seiner ursprünglichen Wortbedeu-

tung, als etwas Ueberflüssiges, über das ursprüngliche Bedürfnis Hinausgehendes, und rede also nicht von dem vermehrten Glanze der modernen Hofhaltungen, sondern nur von den überflüssigen Formen, die gleichsam als Verzierungen der Staatsverwaltung gelten können. Das Staatsgebäude muß freilich auch seinen Säulenschmuck, seine architectonischen Verzierungen haben, aber sie dürfen nicht auf Kosten seiner Solidität angebracht seyn und der innere Verkehr darf dadurch nicht gehemmt werden. In dieser Beziehung hat man nun in neuerer Zeit offenbar zuviel gethan und die unnöthigen Formen sind dem Volke theurer zu stehen gekommen. Die neuere bureaucratistische Staatsverwaltung gleicht einem Prachtgebäude, das mehr zur Repräsentation als zur Bequemlichkeit eingerichtet ist. Die Menge von Klingelschnuren (Instanzenzüge), die überall angebracht sind, deren keine übergangen werden darf, wenn man zu seinem Zweck gelangen will, die lange Reihe von Bedienten, vom Portier bis zum ersten Kammerdiener, durch deren Hände der Eintretende gehen muß, bevor er das Vorzimmer erreicht, mögen an ihrem Platze seyn in einem großen Palaste; aber was soll man dazu sagen, wenn in einem kleinen Hause dasselbe Ceremoniell eingeführt wird? Ohne Gleichniß zu reden: man hat in der Regierung und Verwaltung der Staaten die alte Einfachheit verlassen und eine Menge künstlicher, zum Theil leerer Formen eingeführt; und diese Formen diese bureaucratistische Umschweife haben dazu beigetragen, den Finanzbeutel zu leeren; es ist ein Vacuum entstanden, das durch Schulden gedeckt werden mußte.

Die großen Staaten sind in dieser Beziehung mit ihrem Beispiele vorangegangen, und die kleinern, in welchen noch zu Anfang dieses Jahrhunderts ein einfaches, fast patriarchalisches Verhältnis herrschte, sind nachgefolgt, indem sie einen Ehrenpunct darein setzten, daß die großen Monarchien nichts vor ihnen voraus haben sollten. Man bedachte nicht, daß die Sonderung und scharfe Abgrenzung der verschiedenen Geschäftskreise, die in einem großen Staatshaushalt nöthig und zweckmäßig seyn mögen, in einem beschränkten so wenig passen, als wenn man die Vertheilung der Arbeit, die in einer ausgedehnten Fabrikanlage oder in einem großen Handelshause nothwendig ist, auf eine kleine Werkstatt oder in einen Gewürzladen übertragen wollte. Es sind auch in kleinern Staaten eine Menge verschlungener Geschäftskreise entstanden, in welchen sich der Unterthan, den der Schuh drückt, kaum zurechtfinden kann. Wenn er sonst die Hülfe ganz in der Nähe fand, so muß er sich jetzt die Füße erst wund laufen, um zur Abstellung seiner Beschwerde zu gelangen, und oft kommt die Hülfe zu spät. Der mündliche Verkehr ist fast ganz abgestellt; jedes Bedürfnis, jede Bitte muß sich im weißgestreiften Papiertragen oder dergleichen Manschetten präsentiren, und der Bescheid tritt dem Bittenden nach langem Warten eben so förmlich entgegen.

So ist an die Stelle einer öconomischen Verwendung der Verwaltungskräfte eine verschwenderische getreten und dieselben sind zersplittert worden. Die Bureaucratie hat den lebendigen Geist ausgetrieben und ein künstliches mechanisches Räderwerk an dessen Stelle gesetzt. Die treibende Feder, die Centralbehörde, will keine selbstständige Kraft neben sich dulden; in den Staatsactionen sollen die Unterbeamten nur als Marionetten agiren, die der Director am Draht zieht. — Aber hier soll nur darauf aufmerksam gemacht werden, daß durch die Vermehrung der Beamten, durch die Vielfältigung der Verwaltungskreise der Staatsaufwand zu einer Höhe gestiegen ist, daß die Einkünfte schon längst aufgehört haben, ihn zu decken, und man dadurch genöthigt worden ist, die Schuldenlast von Jahr zu Jahr zu vermehren. Und was das Schlimmste ist, von diesem Verwaltungsluxus gilt, was von jedem übertriebenen Luxus gesagt werden kann, daß dadurch die Bequemlichkeit und Behaglichkeit nicht in das Haus eingeführt, sondern in der Regel daraus vertrieben wird.

Freilich ist es nicht bloß die Verwaltung, sondern auch der hohe Militäretat, wodurch die Bedürfnisse des Staats ver-

mehrt worden sind. Es ist schon öfter darüber geklagt worden, daß durch die gegenwärtigen Wehrverfassungen in Deutschland fast ein Drittel der Staatseinkünfte verzehrt werde. Wenn man das ein nothwendiges Uebel nennt, so sollte man dasselbe wenigstens nicht durch unnöthigen Militärprunk vermehren. Der ernste Zweck des Militärs muß aber gar häufig zurücktreten vor imponirenden Schaustellungen und glänzenden Paraden, welche die Ausbildung des Soldaten zu einer vollkommenen Maschine bezwecken. Wir wissen aber aus traurigen Erfahrungen, daß der Paradeschritt mit Maschinensoldaten nicht zu Triumphen führt, sondern daß diese erst erkämpft werden, wenn durch die begeisterte Idee der deutschen Freiheit etwas dithyrambischer Schwung in die tactische Bewegung kommt.

Wenn in einem Haushalt sorgfältig mehr ausgegeben als eingenommen wird, so geht derselbe endlich zu Grunde; welches Prognosticon soll man also einem Staatshaushalt stellen, wo dieselbe gefährliche Progression obwaltet? Ich will kein Unglücksprophet seyn, sondern lieber annehmen, daß unsere Staatslenker sich von ihrer Weisheit werden leiten lassen, diesen Progressionen Einhalt zu thun und zu einem festen System der Sparsamkeit zurückzuführen. Und was die Weisheit nicht thut, dazu wird die Nothwendigkeit zwingen. Die Noth hat schon Wunder gewirkt, und die Vorsehung hat oft kein anderes Mittel, um die Menschen zur Besinnung zu bringen, als den Zwang der Noth, den Antagonismus der Gegensätze. Die immer größere Leere der Kasse wird unsere Staatsmänner nöthigen, die luxuriösen Staatsformen zu vereinfachen und die kostspieligen Paradeschritte, welche nicht bloß das Militär, sondern auch die Verwaltung bisher zu thun für schicklich hielt, abzustellen. Man wird zu der Einsicht gelangen, daß ein großer Theil der Verwaltungskräfte erspart werden kann, wenn man der Selbstverwaltung des Volks in seinen Gemeindeangelegenheiten einen größeren Spielraum eröffnet.

Mit diesen Hoffnungen müssen wir uns vor der Hand trösten und die Furcht vor politischen Bankbrüchen, welchen bei der Verfolgung des jezigen Systems nicht auszuweichen seyn würde, oder gar vor revolutionären Hals- oder Beinbrüchen von uns abwehren. Möge die Zeit der Umkehr nur recht bald eintreten, denn je weiter sie hinausgeschoben wird, desto schwieriger ist sie. Wenn aber ein Volk die Entfernung des Verwaltungslurus aus seiner Staatshaushaltung wünscht, wird es wohlthun, damit anzufangen, daß es den gewöhnlichen Luxus aus seinen Privathaushaltungen verbanne und sich der schönen Einfachheit befließige. Bl.

Forderung an die Zeit.

Keine Zeit kann Alles bringen,
Wie ein Jeder leicht begreift:
Doch mein Recht ist, zu bedingen,
Was der Geist der Zeit gereift.

Miscellen.

× Alterthumskunde. Eine für die alte Geschichte Californiens wichtige Entdeckung wurde kürzlich bei San Diego, eine Tagreise von dem stillen Meer entfernt, gemacht. Ruinen von Tempeln, von Pyramiden, von Ringmauern in Granit, sowie auch mit Hieroglyphen bedeckte Säulen sind eben so viele Denkmäler, welche bezeugen, daß hier ein civilisirtes Volk gelebt hat; allein es findet sich keine geschichtliche Spur von demselben. Diese alterthümlichen Bauwerke gleichen in gewissen Beziehungen denen der Phönizier und der alten Egypter, unter andern aber sind sie ihnen ganz fremd. So gibt es unter den Personen, welche die Entdeckung gemacht haben, einige, die ihnen einen vorsündfluthlichen Ursprung zuschreiben, und sich deshalb auf eine Sage der Eingebornen stützen, nach welcher das Land einst von einer civilisirten Nation bewohnt war, die aber in

Folge einer großen Ueberschwemmung umkam. Der Bezirk, worin sich diese Ruinen finden, führt bei den Indiern den Namen des „geheimnißvollen Thales.“ B.

× Gegen die Idee kann kein Despot der Erde auf die Dauer seine Macht behaupten. Auch ist sie ihres Sieges um so gewisser, als sie ihre Heere, so zu sagen, unsichtbar anwirbt, ausrüstet und gegen den Feind führt.

Maritäten Kästlein.

○ Die telegraphischen Depeschen unserer Journale erscheinen als gewöhnliche fade „Zeitungsenten“ so wie früher, nur mit dem Unterschiede, daß ihr Mechanismus komplizirter ist, denn sie werden jetzt am Drahte gezogen!

○ Zu den Umgestaltungen in vielen Ländern soll, wie wir hören, auch die gehören, daß die Statue der Gerechtigkeit nicht mehr verbundene Augen, sondern einen Lichtschirm haben soll.

○ Die Pfarrerwahl. Zu einer Pfarrstelle meldeten sich drei Kandidaten. Der Bischof hieß sie nach sechs Wochen sich wieder einfinden, dann wolle er sie prüfen und die Stelle dem Würdigsten zusprechen. Sie erschienen zur rechten Zeit und hatten sich bestens vorbereitet. Der Bischof fragte sie: ob sie ihren Cursus nochmals tüchtig durchgemacht hätten, und als sie dies bejahten, sprach er: „Eine vollständige Prüfung wäre also überflüssig, und würde Sie einander nur gleich stellen. Ich will unserm Heiland nachahmen, ich will Ihnen ein Gleichniß vorlegen. Ein Reisender sollte zu einer bestimmten Zeit an einem bestimmten Ort eintreffen. Ihn begleitete ein Esel, der sein Gepäck trug. Die Last wurde ihm eine Meile vor dem Ziele zu schwer. Was würden Sie in diesem Falle thun?“ — Der Erste erwiderte: „Den Esel so lange mit Schlägen fortreiben, bis wir angekommen wären.“ Der Zweite: „Einen andern Esel oder ein Fuhrwerk dinsten.“ Der Dritte: „Ihm einen Theil der Last abnehmen und auf meine Schultern legen.“ Der Bischof entgegnete dem Ersten: „Sie könnten Militär eines despotischen Staats“ — dem Zweiten: „Sie ein geschickter Kaufmann werden!“ zum Dritten sprach er: „Sie verdienen die Stelle!“

○ Kardinal Esel nahm an der Tafel des Churfürsten von Sachsen den Professor Taubmann sehr mit. Dieser, um sich für die unverdiente Kränkung zu rächen, fragte den Kardinal, wie man 150 Esel mit einem Worte schreiben könnte? Nach der Erklärung des Kardinals, daß er es nicht wisse, schrieb Taubmann zum allgemeinen Gelächter auf den Tisch: Clesel.

○ Ein Dieb wurde im Zuchthause vom Actuarius gefragt, weshalb er hier sei. Der sonst sehr gebildete Dieb antwortete: „Ich bin nur hier, weil mich Mutter Natur mit einem zu sehr um sich greifenden Fassungsvermögen ausgestattet hat.“

○ Ein Justizrath hatte die Eigenheit, im Anfange seiner Protocolle, den Gegenstand des Prozesses möglichst genau mit einem einzigen Worte zu bezeichnen, und so fing denn ein Instruktionsprotocoll als an: „In Sachen N. N. wider N. N. wegen Mistgrubendüngergeräumungsverbindlichkeiterfüllungsmängel u. s. w.“

○ Scherzfrage. An welchem Tage ist es den ganzen Tag Nacht?

Räthsel.

Erst grün ist's, draus kommt Weiß,
Was oben, hat den Preis;
Draus Gelb; — wenn's nur auch kommt;
Denn wieder Weiß nicht frommt.

Auflösung des Räthfels in No. 33:
Stundenzeiger.